





Palmen

Ein Portrait

von

Jutta Person

NATURKUNDEN

NATURKUNDEN № 124
herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Palmwedelmusik. Einleitung	7
Das Umrissmonster. Palmenblingbling erobert die Welt	19
Ungestraft unter Palmen. Die Fetischpflanzen der Forscher	33
Im Glashaus. Palmenzucht und Palmensucht des Nordens	47
Sonne, Tropen, Kokosnuss. August Engelhardts Südseetraum	61
Nahrung in der Wüste. Dattelpalmen verehren und vermehren	73
Lost in Plantation. Alpträume von Ölpalmen	87
Die Kurve macht's. Kunstpalmen von Babylon bis L.A.	101
Pflanzen fantasieren	125

Portraits

Kokospalme	128
Echte Dattelpalme	130
Afrikanische Ölpalme	132
Seychellenpalme	134
Kubanische Königspalme	136
Quindio-Wachspalme	138
Echte Sagopalme	140
Betelnusspalme	142
Bismarckpalme	144
Talipot-Palme	146
Literaturverzeichnis	148
Abbildungsverzeichnis	150



Palmwedelmusik.

Einleitung

Palmen wachsen dort, wo man sein möchte, aber gerade nicht ist. Wer wegwill, träumt vielleicht von einer Palme, oder von Orten, die nach Palmen klingen, so wie Samoa oder die Seychellen, Kalifornien oder Kuba, Maskat oder Medina, Martinique oder Madagaskar. Ganze Gegenden gewinnen ihre Magie aus den Palmensilhouetten, die man mit ihnen verbindet. Palmen und Fernweh sind – jedenfalls in Ländern ohne dichten Palmenbewuchs – so etwas wie ein altes Paar mit einer langen, komplizierten Geschichte. Sie führt zurück zu den exotischen Fantasien vom Orient und von der Südsee, die sich durch mehrere Jahrhunderte ziehen und immer wieder auf die echte Ferne übergreifen.

Anders als die Traumpalmen, die sich meistens ziemlich ähnlich sehen, zeichnen sich die realen Palmen durch einen kaum zu überblickenden Formenreichtum aus: Die Familie der Palmen, die *Arecaceae*, umfasst derzeit 183 Gattungen, die insgesamt aus etwa 2600 Arten bestehen. Dattelpalmen, Kokospalmen, Ölpalmen, Sagopalmen, Kentiapalmen, Betelnusspalmen, Bismarckpalmen, Seychellenpalmen ... Schon die allerbekanntesten führen vor Augen, wie weit das Panorama reicht. Und es kommen ständig neue dazu: Erst vor Kurzem wurde auf der Insel Borneo eine Palme entdeckt, die unterirdisch blüht und dort auch ihre Früchte entwickelt. Die internationale Palmforschungs-Community zeigte sich völlig überrascht von die-

ser Fortpflanzungsstrategie; die einheimische Bevölkerung dagegen kennt und schätzt die Blüten und Beeren von *Pinanga subterranea* schon lange.

Palmen seien die »Fürsten des Pflanzenreichs«, oder genauer, die »principes plantarum«, also die »Ersten unter den Pflanzen«: Diese Auszeichnung geht auf den Naturforscher und Systematiker Carl von Linné zurück, der die Natur im 18. Jahrhundert neu geordnet hatte. Damit war ein botanischer Adelstitel geschaffen, der aufgriff und verstärkte, was die Palmen in den Jahrhunderten davor schon an herrscherlichen Attributen eingesammelt hatten. Bei Linné selbst tauchen erst einmal nur eine Handvoll Palmen auf: Sein *Systema Naturae* von 1735 bringt es bloß auf übersichtliche elf Arten.

Die meisten Palmen wachsen in den Tropen und Subtropen, nur wenige Arten stammen aus den gemäßigten Zonen – am Mittelmeer zum Beispiel die Zwergpalme oder die Kretische Dattelpalme. Die markante Palmenform entsteht durch den hohen, unverzweigten Stamm, der von einem schopfartigen, feder- oder fächerförmigen Blätterbüschel gekrönt wird. Fast alle Palmenstämme sind säulenförmig; sie besitzen kein Kambium, also keine Gewebeschicht, die für das sogenannte sekundäre Dickenwachstum sorgt. Anders als bei Laub- und Nadelbäumen, deren älteste und härteste Holzschicht im Inneren liegt, bilden die Stämme der Palmen keine Jahresringe aus. Palmen gehören, botanisch gesehen, gar nicht zu den Bäumen. Als Einkeimblättrige Pflanzen sind sie näher mit Gräsern oder Lilien verwandt. In den folgenden Kapiteln werden sie trotzdem immer mal wieder als Bäume bezeichnet – das geht auf das Konto des historischen Sprachgebrauchs.

Wenn es stimmt, dass jeder Mensch eine Palmengeschichte in petto hat, dann fängt meine in Ascona an. In den Siebzigerjahren ist das obere Ende des Lago Maggiore so etwas wie die nächstgelegene Verheißung von Süden. In wenigen Autostunden erreichbar, sieht das Tessin aus deutscher Perspektive ziemlich italienisch aus, kombiniert mit alpinem Panorama und schweizerischem Understatement. Schon die Fahrt dorthin wirkt aus Kindersicht wie ein Verwandlungsauber, weil nach dem Gotthardtunnel das Wetter schön wird, jedenfalls hat sich das in meiner Erinnerung so festgesetzt: Regen, Tunnel, Sonne. Bergab in Richtung Lago passieren wir vokalreiche Orte wie Airolo oder Biasca, und ihre Os und As sind so etwas wie die Vorboten einer Vegetation, die allmählich üppiger wird. Aber erst Ascona ist dann wirklich voller Palmen. Sie wachsen nicht nur, wie von selbst, an der Uferpromenade, sondern auch in den Gärten und Innenhöfen. Im Alter von knapp fünf Jahren hat sich mir das Palmenwunder eingepägt, eins mit großen, geschwungenen Silhouetten am Seeufer, und eins mit dunkelgrünen Fächern, die das Hofinnere, an das ich mich heute noch erinnern kann, märchengemäß aufladen.

Fast fünfzig Jahre später bin ich wieder da. An der Uferpromenade gibt es sie immer noch: hohe, elegant gebogene Stämme mit meterweit ausholenden Fächern. Auch auf dem Monte Verità, dem Gelände der Lebensreformbewegung oberhalb der Stadt, und auf den Wanderwegen in Richtung Berge springen sie ins Auge. Viele Exemplare wachsen mittlerweile wild. Wie stark und wie schnell sie sich vermehrt haben, kann ich nicht sagen, weil ich keine Botanikerin bin und mein fünfjähriges Ich vielleicht auch nur eine nachkolorierte Projektion. Mitt-

lerweile weiß ich aber, dass Chinesische Hanfpalmen vor mir stehen, bekannt auch als Tessinerpalmen. Die Chinesischen Hanfpalmen kamen im 19. Jahrhundert nach Europa und wurden ab den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts verstärkt im milden Tessiner Klima angepflanzt. In der Zwischenzeit hat ihr Image allerdings stark gelitten, zumindest in dieser Gegend. *Trachycarpus fortunei*, so die botanische Gattungs- und Artbezeichnung, steht in der Schweiz auf der Liste der invasiven Arten: »Mit einer Vorliebe für feuchte Wälder behindern dichte Bestände der Hanfpalme lokal die Waldverjüngung und führen zu einer Verarmung des Unterholzes«, lese ich in einem offiziellen Infoblatt, das zudem eine Sprachwarnung ausgibt: »Achtung! Irreführenderweise wird manchmal der Volksname ›Tessinerpalme‹ benutzt. Da die Palme aber nicht aus dem Tessin stammt, sollte der Name nicht mehr benutzt werden!« Seit September 2024 ist der Verkauf von Tessinerpalmen, die nicht mehr so genannt werden sollen, zudem verboten. Als Postkartenmotiv gibt es sie aber noch, und auch das Seeufer ist nach wie vor palmengesäumt.

Dass die Palme eine Platzhalterin der Ferne und der Sehnsucht ist, stimmt also nur noch zur Hälfte. Palmen stehen nicht nur für die Ferne, sondern auch direkt vor uns. Sie sind längst schon da, wegen des Klimawandels, wegen der Kolonialgeschichte, die seit dem 18. Jahrhundert den Transfer von Pflanzen über die Kontinente hinweg beschleunigt hat, und wegen der Palmenbesessenheit der Nordhalbkugel, die zu zahllosen botanischen Gärten geführt hat. Auch ihre logotauglichen Umrisse, die so einprägsam sind wie sonst vielleicht nur Sonne,

PARIS · LYON · MÉDITERRANÉE · RAILWAY



Endlich unter Palmen: Um 1900 war die Riviera touristisch voll erschlossen; exotische Pflanzenimporte machten die Promenaden am Mittelmeer noch attraktiver.

Mond und Sterne, haben sie so populär gemacht. Im Grunde kann man für fast jede Metropole der Welt, die nicht sowieso in einem ›angestammten‹ Palmengebiet liegt, einen Palmenparcours erstellen, der tief in die Pflanzenkulturgeschichte führt.

Auch Berlin ist eine Palmenhauptstadt. Angefangen bei der überzeugenden Parole »Palmenpower!«, die jemand in schwarzen Großbuchstaben auf eine Kreuzberger Hauswand gepinselt hat, bis zur Museums-, Kunst- und Stadtgeschichte: Wer hier wohnt, wird auf Schritt und Tritt von Palmen verfolgt. Es gibt sogar eine botanische Versuchsreihe, die nach Berlin benannt ist: Das ›Experimentum berlinense‹ hat den Palmen-Sonderstatus der Stadt historisch festgeschrieben. Mitte des 18. Jahrhunderts wollte der Arzt und Botaniker Johann Gottlieb Gleditsch die damals noch unbewiesene Sexualität von Pflanzen genauer erforschen. Er wählte dazu eine weibliche Zwergpalme aus dem Botanischen Garten, die jedes Jahr blühte, aber nie Früchte trug. Der Leipziger Bosesche Garten besaß ein männliches Exemplar, dessen Blütenstände Gleditsch per Postkutsche nach Berlin bestellte. Das Leipziger Paket kam »ziemlich verwelkt und verdorben« in Berlin an, aber Gleditsch kratzte den Blütenstaub mit einem Kaffeelöffel zusammen und bestreute die weiblichen Blüten. Damit gelang ihm die künstliche Befruchtung: Die Zwergpalme bildete Früchte, die es im nächsten Jahr sogar zur Keimung schafften. Die bekannte, aber noch nicht belegte Sexualität der Pflanzen war damit per Experiment nachgewiesen.

Ein Highlight im Berliner Palmenparcours liegt auch heute noch im Botanischen Garten, der jetzt aber, anders als zu Gleditschs Zeiten, im Stadtteil Dahlem liegt. Hier waren um

1900 viel größere Gebäude nach den modernsten Prinzipien der neuen Glasbauweise entstanden. Im Tropenhaus, einem imposanten Glaspalast in Ozeantankergröße, wachsen die selteneren Palmen der Stadt, von der Brasilianischen Nadelpalme über die Fuchsschwanzpalme bis zur Kubanischen Königspalme; manche von ihnen so hoch, dass ihre Wedel fast schon die Kuppel des riesigen Baus erreichen. Ich bin öfters hier, nicht zuletzt, um mir diejenigen Palmenarten anzuschauen, deren Vor-Ort-Beobachtung noch aussteht. Jedes Mal muss ich daran denken, wer vor über hundert Jahren durch genau dieses Tropenhaus flanierte: Franz Kafka mit seiner damaligen Freundin Dora Diamant. Kafkas letzte Berliner Spaziergänge waren palmwedelüberschattet, und ich wüsste wirklich gern, welche Pflanzen ihm Ende 1923, Anfang 1924 wohl besonders aufgefallen sind. Vielleicht war er auch schon zu krank für botanische Details, aber die Tropenstimmung hat ihn hoffentlich von der galoppierenden Inflation und der ebenfalls galoppierenden Schwindsucht abgelenkt.

Nur wenige Jahre nach Kafkas Tod schreibt der gerade nach Berlin umgezogene Journalist und Soziologe Siegfried Kracauer über die Palmen, die neuerdings die Caféhäuser verschönern. Er versteht sie als Phänomene einer wachsenden Bedrohung: »Die Palme ist ein Hauptbestandteil jener Fata Morgana, die heute immer wieder am Horizont der Berliner Alltagswüste auftaucht«, berichtet Kracauer im Herbst 1930 für die *Frankfurter Zeitung* aus der Hauptstadt. Palmen, hält er fest, »dienen als ein Zeichen der Ferne. Da das Schlechte so nahe liegt, wird das Gute in exotischen Gegenden gesucht, dort, wo die Kokosnüsse gedeihen, die Menschenfresser friedlich beisammen

wohnen und niemand etwas von Arbeitslosigkeit weiß oder von Nationalsozialisten.«

Für Kracauer und Kafka waren Palmen umstandslos erreichbar, ob im Botanischen Garten, den Kafka besuchte, oder in den Lokalen, die Kracauer als Feuilletonist soziologisch sezierete. Palmen waren längst schon Pflanzen fürs Volk, ihre frühere Exklusivität hatten sie verloren. Wer bis zur Berliner Stadtgrenze fährt, findet auf der Pfaueninsel aber auch die Reste königlicher Palmensehnsucht: Im 19. Jahrhundert prunkte die Insel mit einem von Karl Friedrich Schinkel entworfenen Palmenhaus, dessen Inneres der Maler Carl Blechen im Stadtbildgedächtnis verewigt hat. Auf das Palmenhaus selbst, das 1880 abbrannte, verweisen heute nur noch steinerne Markierungen. Etwas weiter draußen, im Potsdamer Schlosspark Sanssouci, sind die Palmen noch älter, noch glanzvoller und vielleicht noch preußischer: Das Chinesische Teehaus, das Friedrich der Große Mitte des 18. Jahrhunderts in Auftrag gab, wird von goldenen Säulen in Palmenform gestützt, die eine Fantasiewelt der höfischen Chinoiserie in Szene setzen.

Vom Palmen-Adel zurück ins Zentrum der Berliner Industriekultur, genauer, nach Kreuzberg: In wenigen Fahrradminuten bin ich in der Palmen-Apotheke, deren Name, das berichtet die Apothekerin, bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht. Ganz in der Nähe, an der Schlesischen Straße, stand nicht nur das Fabrikgelände, sondern auch die Villa des Berliner Fabrikanten Carl Justus Heckmann, zu der ein Schmuckgarten und ein Palmenhaus gehörten. Wahrscheinlich geht der Name der Palmen-Apotheke auf dieses nahe gelegene Palmenhaus zurück. Genau dieses Treibhaus wiederum wurde zur literarischen Vorlage für



Preußische Palmen: Carl Blechen malte Das Innere des Palmenhauses auf der Pfaueninsel zwischen 1832 und 1834.

den Berliner Milieuforscher Theodor Fontane: Die Neureichen in seinen Romanen lassen sich unter Palmen zu unsittlichen Handlungen hinreißen. Verbürgerlicht war die Palme zu diesem Zeitpunkt schon lange.

Vom Palmenhaus der Villa Heckmann ist nichts übrig geblieben. Aber achthundert Meter weiter sorgt heute ein riesiges Gartencenter für stetigen, schichtübergreifenden Palmennachschub.

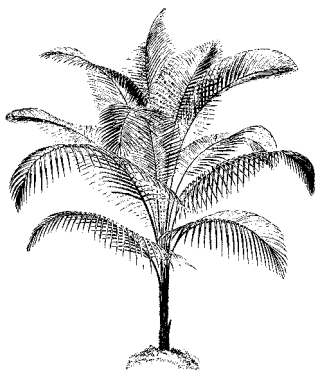
Wird die sehnsüchtige Palmengier der gemäßigten Zonen umso zwielichtiger, je genauer man sie betrachtet? Warum überhaupt Palmen? Warum nicht Bananenstauden, Brotfruchtbäume oder Zitruspflanzen? Wahrscheinlich hat niemand diese *Idee fixe* besser erfasst als Heinrich Heine, auf den die Hymne der europäischen Palmensehnsucht zurückgeht. Das Gedicht *Ein Fichtenbaum steht einsam* findet einen fernen Platzhalter für die Träume an der Frostgrenze:

*Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.*

*Er träumt von einer Palme
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.*

Im Norden Eis und Schnee, im Morgenland Hitze und Felsen:
Die Gegensätze scheinen glasklar geschieden – und noch dazu

geschlechtlich eingenordet, weil die weibliche Fichte zum männlichen Fichtenbaum mutiert. Nur die Schneedecke, die den Fichtenbaum so fürsorglich umhüllt und ihn ein bisschen kindlich schläfrig werden lässt, bringt die Kontraste durcheinander und könnte eine Art Fernwärmeleitung in Richtung Palme legen. Dass Fichtenbaum und Palme wie zwei pflanzliche Königskinder nicht zueinander kommen können, ist einer der romantischen Gemeinplätze, die Heine in seinem 1827 erschienenen *Buch der Lieder* elegant ins Ironische wendet, genauso wie den Norden und das Morgenland. Ironie hin oder her, der sehnsüchtige Ton ist trotzdem nicht ganz verschwunden. In der Fichtenbaum-Stimmungslage »Er träumt von einer Palme« sind das Komische und das Vergebliche zu gleichen Teilen enthalten, und vielleicht ist der Vers auch deshalb so eingängig. Träume halten sich hartnäckig, auch wenn sie als solche gekennzeichnet sind.





Plastische Ideale: Diese Palmen sind Teil einer reichhaltigen Sammlung, die die Fotografin Nele Gülck in Der Baum des Paradieses portraitiert hat.

Das Umrissmonster. Palmenblingbling erobert die Welt

Palmen sind Umrissmonster. Für ihre simplen Silhouetten reichen fünf Striche, die jedes Kind auf jedem Kontinent zusammenkritzeln kann: ein nackter Stamm und zwei, drei, vier Wedel – fertig. Palmen schmücken Häuserwände, Hawaiihemden, Handseifenspender, Feuerzeuge und Badetücher. Es gibt Fruchtgummis, Schlüsselanhänger und Kühlschranksmagneten in Palmenform; Sonnenstudios, Spaßbäder und Spielhöhlen verwenden sie als Logo. Keine Fußgängerzone und keine Strandbar kommt ohne sie aus. Als Tattoos bedecken sie die blanke Haut, als Fototapete das ganze Zimmer. In Dubai sind künstliche Inseln in Palmenform aufgeschüttet worden, die sogar vom Weltraum aus erkennbar sind. Und für alle gilt gleichermaßen: Palme, zack, Paradies.

Dass Palmen für Luxus und Dolce Vita stehen, ist natürlich nur die eine Seite der Medaille: Die andere Seite trumpft mit enormer Trashigkeit auf und stellt das eigene Billigsein auch noch schamlos zur Schau. Trotzdem wurden Palmen im Design-Edelsegment keinesfalls ausrangiert. Und auch für die Blingblingseite gilt: Obwohl das Palmenglücksversprechen sicherlich schon hunderttausendfach gebrochen wurde, scheint der Mythos vom guten Leben unter Palmen unzerstörbar. Als Zeichen, Logo oder Label bringt die Palme also das Kunststück fertig, sowohl Luxus als auch Trash zu verkörpern. Die Trashseite blinkt unermüdlich in Richtung Luxus, und die Luxusseite

verliebt sich die Palme, auch als Flirt mit dem Billigen, immer wieder von Neuem ein. Dass das Palmenzeichen in der Gunst der Designerinnen oder Wandbekritzler absteigt, ist unwahrscheinlich; als Logo der Herzen ist es einfach nicht totzukriegen. Palmen gehen immer.

Dass Umrisse ganz entscheidend auf die Wahrnehmung einwirken, weiß man in der Biologie und Psychologie schon lange. Umrissvergrößerung ist quer durch das Tierreich bekannt: Geweihe, Gefieder, Felle oder Föhnfrisuren dienen dazu, Sexualpartner zu beeindrucken, Fressfeinde abzuschrecken oder das eigene Ich narzisstisch zu empowern. Ob in der Pflanzenwelt ähnliche Regeln gelten, ist ein weites Feld. Ganz sicher ist aber, dass Palmen sich weder aufplustern noch aufspreizen müssen, um Eindruck zu schinden: Umrissvergrößerung haben sie im Grunde gar nicht nötig – sie sind an sich ja schon groß genug. Ihr leichter Schwung und die immer wieder als schlank titulierte Silhouette wirken, zumindest auf Menschengen, eher elegant als mächtig, eher dynamisch als massiv.

Umrisse und Formen tragen oft entscheidend zur Namensgebung bei. Das althochdeutsche Wort *Palme* ist entlehnt aus dem lateinischen Wort *palma*, das zum einen die Pflanze und zum anderen die flache Hand bezeichnet. Das *Etymologische Wörterbuch des Deutschen* bemerkt zur lateinischen *palma*: »eigentlich ›flache Hand‹, wegen des fächerförmigen, einer Hand mit ausgestreckten Fingern vergleichbaren Blattes auf den Baum übertragen«. Demnach wäre also *zuerst* die Handfläche und danach der Baum unter dem Namen *palma* bekannt geworden. Im Englischen ist die etymologische Nähe von *Palme* und *Hand*

Jutta Person, 1971 in Südbaden geboren, ist Journalistin und Literaturwissenschaftlerin und lebt in Berlin. Sie schreibt für die *Süddeutsche Zeitung*, *Die Zeit* und das *Philosophie Magazin*, wo sie seit 2011 das Ressort Bücher betreut. 2023 erhielt sie den Alfred-Kerr-Preis und den Merck-Preis für literarische Kritik und Essay. Bisher in der Reihe Naturkunden: *Esel. Ein Portrait* (2013) und *Korallen. Ein Portrait* (2019).

NATURKUNDEN № 124

Erste Auflage Berlin 2026

NATURKUNDEN

herausgegeben von Judith Schalansky

erscheinen bei Matthes & Seitz Berlin

ermöglicht durch Jan Szlovak, Hamburg

Copyright © 2026

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

info@naturkunden.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

EINBAND UND TYPOGRAFIE Pauline Altmann, Palingen

nach einem Entwurf von Judith Schalansky

TITELILLUSTRATION Pauline Altmann, Palingen

SCHRIFT Ingeborg von Michael Hochleitner/Typejockeys

LITHOGRAFIE Tomas Mrazauskas, Berlin

HERSTELLUNG Hermann Zanier, Berlin

PAPIER 100 g/m² Fly 04 hochweiß, 1,2-faches Volumen

DRUCK UND BINDUNG Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-4044-6

www.naturkunden.de

www.matthes-seitz-berlin.de